



„Der Mythos von Heidelberg“ – Vergangenheit und Gegenwärtigkeit*

HELMUTH KIESEL

Der Blick, der hier auf das o.g. Heidelberg-Buch geworfen wird, ist der eines Neu-Heidelbergers, und es ist wohl angebracht, dies in der Form jener biographischen Notizen, die am Ende dieses Buches Auskunft über die Beiträger geben, zu spezifizieren. Also:

1947 geb.; 1969-74 Studium der Germanistik und Geschichte in Tübingen; danach Assistententätigkeit; 1977 Promotion (Literarische Hofkritik); 1984 Habilitation (*Alfred Döblins* Exil- und Spätwerk); 1987 Professur an der Universität Bamberg für Neuere Deutsche Literatur und Literaturvermittlung; 1990 Ruf auf den Lehrstuhl für Neuere deutsche Literaturgeschichte am Germanistischen Seminar der Universität Heidelberg; Hauptarbeitsgebiet: Geschichte der deutschen Literatur im 20. Jahrhundert (unter besonderer Berücksichtigung der gesellschaftlichen Bezüge); letzte Publikation: Wissenschaftliche Diagnose und dichterische Vision der Moderne: *Max Weber* und *Ernst Jünger*. Heidelberg: Manutius, 1994.

Seit fünf Jahren also „Professor in Heidelberg“ (so der schmeichelhafte Titel eines Romans von *A. J. Cronin*), von Berufs wegen befaßt mit der in dem o.g. Buch behandelten Glanzzeit der *Ruperto Carola* und täglich konfrontiert mit dem vielberufenen „Mythos von Heidelberg“ –: Das Germanistische Seminar befindet sich im Palais Boisserée, in dem *Goethe* 1814 und 1815 für einige Wochen einkehrte, um die „altdeutschen“ Tafelbilder der Brüder *Boisserée* zu studieren und um *Marianne von Willemer* zu sehen. Der Blick aus dem Fenster des Dienstzimmers fällt unvermeidlicherweise auf die Ruine des Schlosses, deren wahrhaft mythischen Charakter *Hölderlin* im Sommer 1800 in seiner Ode ‚Heidelberg‘ einfieng:

Aber schwer in das Thal hieng die gigantische,
Schicksaalskundige Burg nieder bis auf den Grund
Von den Wettern zerrissen;
Doch die ewige Sonne goß
Ihr verjüngendes Licht über das alternde
Riesenbild, und umher grünte lebendiger
Epheu; freundliche Wälder
Rauschten über die Burg herab.

Der Gang zur Universitätsbibliothek führt u.a. vorbei an dem Haus, in dem von 1923 bis 1948 *Karl Jaspers* und seine jüdisch geborene Frau *Gertrud* gewohnt

* Vierter von vier Beiträgen zu *Hubert Treiber/Karol Sauerland* (Hrsg.), *Heidelberg im Schnittpunkt intellektueller Kreise. Zur Topographie der „geistigen Geselligkeit“ eines „Weltdorfes“: 1850-1950*. Opladen: Westdeutscher Verlag 1995, 563 S., kt. DM 72.–

und bis 1933 ein Zentrum der vitalen Heidelberger Gelehrtenkultur gebildet haben, danach aber lange Jahre der zunehmenden Diskriminierung und zuletzt der Angst vor einer Deportation zu durchleiden hatten. Der Weg nach Hause führt über die oft von Touristen belagerte Alte Brücke und dann die Ziegelhäuser Landstraße entlang, vorbei an der *Fallensteinschen Villa*, die heute *Max-Weber-Haus* heißt, weil in ihr von 1910 an *Max* und *Marianne Weber* „residierten“ und, wie bekannt, Intellektuelle aus aller Welt anzogen. Aber nicht allein *Max* und *Marianne Weber* lebten in diesem architektonisch eindrucksvollen Haus; vor ihnen, von 1847/48 bis 1860, hatte *Georg Gottfried Gervinus* hier gewohnt und seine großen historischen Arbeiten vorangetrieben; mit den *Webers* zog 1910 *Ernst Troeltsch* in die *Fallensteinsche Villa*, und die dadurch gegebenen Kommunikationsmöglichkeiten dürften für die Studien der beiden und für die Profilierung des noch jungen Faches ‚Soziologie‘ von einer nicht zu unterschätzenden Bedeutung gewesen sein (vgl. *Heinz Eduard Tödt: Max Weber und Ernst Troeltsch* in Heidelberg. In: *Semper Apertus. Sechshundert Jahre Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg 1386-1986. Festschrift in sechs Bänden. Band III: Das zwanzigste Jahrhundert 1918-1985. Herausgegeben von Wilhelm Doerr. Berlin, Heidelberg, New York, Tokyo: Springer, 1985, 215ff.*). Kurz – : Wenn man die Augen nicht geradezu verschließt, drängt sich der „Mythos von Heidelberg“ dem Bewußtsein fast mit jedem Augenblick auf, und durch Studien, wie sie in dem hier zu besprechenden Buch oder in der oben zitierten Festschrift zur Sechshundertjahrfeier der Universität versammelt sind, ist dafür gesorgt, daß dieser Mythos konkret wird und lebendig bleibt – und zwar nicht nur als Erinnerung, sondern auch als Anspruch. Auf Schritt und Tritt bekommt man sozusagen signalisiert, daß man, um sich hier legitimerweise bewegen zu dürfen, etwas Außerordentliches leisten müßte. Man ahnt indessen bald und fürchtet, daß das nicht gelingen wird. So fragt man, wie es jenen gelingen konnte, und erhofft sich Antwort – zu Recht doch wohl – von einem Buch, das Heidelberg „im Schnittpunkt intellektueller Kreise“ zeigen will.

„Warum gerade Heidelberg?“ so fragt *Éva Karádi* zu Beginn ihres Beitrags über „*Emil Lask* in Heidelberg“ (378) und liefert damit die Frage, um die die Beiträge des Bandes letztlich kreisen (sollten) und die das hier artikulierte Interesse an dem Band lenkt. Die Frage ist freilich aufzufächern, wie es in dem Band selber auch geschieht. *Éva Karádi* zielt mit ihrer Frage primär auf den spezifischen Charakter Heidelbergs, der den Grund dafür gab, daß „gerade Heidelberg“, und nicht etwa eine andere Stadt, „im Mittelpunkt“ der in dem Band vereinigten „ideengeschichtlichen Rekonstruktionsversuche“ steht (378). *Karol Sauerland* erweitert diese primär qualifizierende Fragestellung um einen dezidiert genetischen Aspekt, indem er fragt, „wann und unter welchen Bedingungen [...] sich ein intellektuelles Zentrum“ herausbildet (12).

Auf die erste Frage, warum sich „gerade Heidelberg“ als Gegenstand der intendierten „Rekonstruktionsversuche“ anbot oder aufdrängte, findet man eine Reihe von einander ergänzenden und insgesamt plausibel wirkenden Antworten: Durch bedeutende Absolventen wurde die Universität Heidelberg in den Ruf gebracht, im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts nicht nur die fortschrittlichste und geistig anspruchsvollste (*Zuckmayer*), sondern auch die „bedeutendste gesellschaftliche Universität Deutschlands“ (*Kuczynski*) gewesen zu sein (422), kurz – : die „heimliche Hauptstadt des damaligen geistigen Deutschlands“ (378). Und das gewinnt ungemein an Bedeutung, wenn man liest, „daß das Kaiserreich wie keine andere Epoche der neueren deutschen Geschichte [...] qualitativ und institutionell von den Universitäten aus mitgegründet worden ist“ (519).

Heidelberg als „heimliche Hauptstadt des damaligen geistigen Deutschlands“ – : Das klingt auch noch für einen derzeit in Heidelberg tätigen Professor

durchaus schmeichelhaft. Aber insofern er Literaturhistoriker ist, kommen ihm bei genauerem Hinsehen bald auch einige Zweifel. Verdiente die „Kunststadt“ München (vgl. *Die Münchner Moderne: Die literarische Szene in der ‚Kunststadt‘ um die Jahrhundertwende*. Hrsg. von *Walter Schmitz*. Stuttgart: Reclam, 1990) mit ihrer unvergleichlich dichten Präsenz von bedeutenden Schriftstellern und Künstlern aller Art nicht viel eher den Titel einer Hauptstadt des geistigen Deutschlands? Bei allem Respekt vor dem, was in Heidelberg war und geleistet wurde – : Die wirkungsmächtigsten Vertreter deutscher Kultur oder deutscher Geistigkeit, die „Großschriftsteller“ *Thomas* und *Heinrich Mann*, *Gerhart Hauptmann*, *Hugo von Hofmannsthal*, *Rainer Maria Rilke*, *Alfred Döblin* usw., lebten nicht in Heidelberg. Der literarische Expressionismus wurde zwar erstmals in der monatlichen Literatur- und Wissenschaftsbeilage zur ‚Heidelberger Zeitung‘ vom 22. Juli 1911 mit der Bezeichnung ‚Expressionismus‘ in Verbindung gebracht („Wir sind Expressionisten“); aber der Verfasser, *Kurt Hiller*, lebte in Berlin, und der Titel seines Artikels lautete bezeichnenderweise „Die Jüngst-Berliner“ (vgl. *Expressionismus: Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur 1910-1920*. Hrsg. von *Thomas Anz* und *Michael Stark*. Stuttgart: Metzler, 1982, 33ff.). Die epochal bedeutende moderne Kunst wurde nicht in der von *Hölderlin* als „ländlichschönste“ gepriesenen Universitätsstadt zwischen Neckar und Odenwald geschaffen, sondern in den Großstädten Berlin und München, und *Max Weber* war hellseherisch genug, um schon auf dem Soziologentag von 1910 festzustellen, daß die moderne Malerei und die moderne Lyrik (einschließlich der von *Stefan George*) ohne „die Eindrücke der modernen Großstadt“ schlechterdings nicht denkbar seien (vgl. *Max Weber: Gesammelte Aufsätze zur Soziologie und Sozialpolitik*. Hrsg. von *Marianne Weber*. 2. Aufl. Tübingen: Mohr, 1988, 453f.). Dem entspricht, daß *Stefan George* in Heidelberg nicht dauerhaft leben wollte, sondern – wie ein mittelalterlicher Kaiser – von Pfalz zu Pfalz zog, immer wieder auch in die Großstädte München und Berlin. Man wird also gut daran tun, die Rede von Heidelberg als der „heimliche[n] Hauptstadt des damaligen geistigen Deutschlands“ etwas zu relativieren. Wer an den epochal bedeutenden Bewegungen partizipieren wollte, der mußte wohl die eigentlichen Metropolen aufsuchen, zumal dann, wenn er über die akademische Sphäre hinaus öffentlichen Einfluß nehmen wollte. Es kommt ja nicht von ungefähr, daß *Max Weber* in dem Moment, in dem ihm dies nötig zu sein schien, nach München überwechselte und dort – nach dem Zeugnis von *Marianne Weber* – seine „glücklichste“ Zeit erlebte (256) – : was sicher nicht nur auf die wiedergewonnene Nähe zu *Else Jaffé* zurückzuführen ist (vgl. 256f.), sondern auch auf die größeren öffentlichen Wirkungsmöglichkeiten, denen *Weber* u.a. mit den beiden vielbeachteten Vorträgen über Wissenschaft und Politik als Beruf zu genügen suchte (vgl. 264ff.). Für eine direkte öffentliche und zumal politische Einflußnahme war Heidelberg, in dem es keine Massen zu erreichen und zu mobilisieren gab, offensichtlich zu klein. Nicht umsonst ist ja auch *Ernst Toller*, der im Herbst 1917 wegen *Max Weber* von München nach Heidelberg gezogen war, im Januar 1918 wieder nach München zurückgegangen, um dort Massenproteste gegen den Krieg zu initiieren (vgl. *Wolfgang Rothe: Ernst Toller*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1983, 31ff.). Fast möchte man sagen: *Max Weber* vollzog diesen Schritt des Revolutionärs mit, wenn auch mit einer anderen politischen Einstellung.

Immerhin lassen sich einige Momente ausmachen, die Heidelberg einen spezifischen Charakter und eine besondere Bedeutung gegeben haben. Als die wichtigsten erscheinen: eine vergleichsweise große Zahl ausländischer Studenten, die zum Teil von bemerkenswertem Format waren (12); eine Vielzahl von nationalen und internationalen Kongressen (13); eine kulturell und politisch aktive Gruppe

von Frauen um *Marianne Weber* (21); vergleichsweise viele jüdische Professoren (523); eine vielschichtige und zum Teil unkonventionelle akademische Geselligkeit (16ff., 310ff., bes. 462ff.), die vielerlei Kontakte ungewöhnlicher Menschen erlaubte und auf die ständig in Heidelberg tätigen Gelehrten inspirierend und herausfordernd, gelegentlich aber auch korrigierend wirkte (390ff.); vor allem aber: eine für die Wilhelminische Zeit vergleichsweise liberale Professorenschaft (13, 425ff., 529ff.), die als selbstbewußte und international denkende Modernisierungselite in Erscheinung trat (20, 120ff., 386, 526) und sich in den neuartigen Nöten der Weimarer Zeit sozialistischen Konzepten öffnete (425ff., 531f.); eine auf öffentliche Wirksamkeit drängende Idee der Einheit von Wissenschaft, Kunst, Pädagogik und Politik (324); eine Verbindung von „Geistiger Bewegung“ und „Deutscher Bewegung“, die zur praktischen Politik Distanz hielt und doch mit deutlichen Führungsansprüchen einherging (323). Das Zusammenwirken dieser Momente machte Heidelberg – nach *Gundolfs* Worten – zu einem „Kraftzentrum“ (13) und ließ es – aufgrund seiner liberalen und kosmopolitischen Ausrichtung – in der Wilhelminischen Zeit als „Gegenpol zum gelehrten Etatismus an den preußischen Hochschulen“ und als „heimliche Hauptstadt des anti-wilhelminischen Deutschlands“ erscheinen (519 und 534; auch 311). Im übrigen zeigt sich an einigen Beispielen mustergültig, inwiefern Heidelberg einen „Schnittpunkt intellektueller Kreise“ bildete: Durch die von 1910 bis 1933 erscheinende Zeitschrift ‚Logos. Internationale Zeitschrift für Philosophie der Kultur‘ ergaben sich programmatische und organisatorische Verbindungen insbesondere nach Freiburg und Moskau (119ff.). Durch die 1923 gegründete ‚Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte‘ ergaben sich engere Beziehungen nach Münster (170ff.). Die allmähliche Ausdehnung des *George*-Kreises führte zu Verbindungen nach München, Berlin, Marburg und Basel (318ff.).

Warum aber wurde gerade Heidelberg zu diesem überragenden „Kraftzentrum“ und zu diesem außerordentlich frequentierten „Schnittpunkt“? *Karol Sauerland* bemerkt zu der von ihm selbst aufgeworfenen Frage, „wann und unter welchen Bedingungen bildet sich ein intellektuelles Zentrum heraus“, realistisch: „Die Frage [...] ist passionierend, wengleich die Antworten nie zufriedenstellend sein werden“ (12). Eine erschöpfende Antwort, die in jedem Fall zwingende Gründe anzuführen weiß, wird es sicher nicht geben. Man kann vermutlich begründen, warum *Max Weber* 1896 von Freiburg nach Heidelberg wechselte – : allein schon die von *Guenther Roth* nachgezeichnete Familiengeschichte legte dies nahe (184ff.). Man kann auch einsichtig machen, daß *Max Weber* seinem Freiburger Freund *Heinrich Rickert* nachzog und damit Heidelberg neben Freiburg zu einem zweiten Zentrum des südwestdeutschen Neukantianismus machte. Aber wie wäre zu begründen, daß *Weber* hier auf *Ernst Troeltsch* traf und in ihm einen Gesprächspartner fand, ohne den die epochalen religionssoziologischen Studien der beiden Gelehrten nicht oder zumindest nicht in der vorliegenden Form und Qualität entstanden wären? *Heinz Eduard Tödt* nannte das schlicht einen „Glücksfall“ (op. cit. 215), und viel mehr dürfte dazu wohl nicht zu sagen sein. Anders im Fall *Gundolf/George*, für den *Rainer Kolk* wohl zu Recht vermutet, daß einerseits *Gundolf* dem „Meister“ den Weg nach Heidelberg bereitete, andererseits die vollzogene „Einbindung des *George*-Kreises in die intellektuelle Kultur“ und „akademische Geselligkeit“ der Stadt für die akademische Karriere *Gundolfs* überaus förderlich, wenn nicht sogar ausschlaggebend war (312f.). Im übrigen sind am Beispiel des *George*-Kreises einige Momente zu erkennen, die Heidelberg dazu prädestinierten, ein Versammlungsort eines solchen Kreises zu werden: die Universität und die literarische Tradition, insbesondere die Reminiszenzen an *Goethe* und *Hölderlin* (322), daneben aber auch die „einfachen rustikalen und ur-

banen Lebensformen historisch gewachsener Landschaften und Kulturräume“, die *George* als Quelle einer gesellschaftlichen Erneuerung suchte und die er in Heidelberg noch sehen mochte (vgl. *Rudolf Sühnel: Friedrich Gundolf* und der *George-Kreis*. In: *Semper Apertus III* [wie oben], 259ff., hier 260).

Nicht alle Beiträge fragen nach Gründen für die Herausbildung Heidelbergs zum „intellektuellen Zentrum“ oder „Schnittpunkt intellektueller Kreise“. In vielen aber wird diese Frage explizit oder implizit gestellt und – je nach Sachlage – beantwortet. Daß alle diese Antworten nicht befriedigen, wurde – mit den Worten des Herausgebers *Karol Sauerland* – schon eingeräumt. Es kommt aber doch eine bemerkenswerte Reihe von Gründen zusammen. Insbesondere folgende sind zu nennen: eine kräftige besitz- und bildungsbürgerliche Tradition, für welche die *Fallenstein-Webersche* Familiengeschichte, die *Guenther Roth* in ihren Heidelberg-Bezügen ausbreitet (184ff.), nur das berühmteste Beispiel ist; eine langfristige und ebenso liberale wie generöse Förderung der Universität durch die badische Regierung (13ff.); eine kluge Berufungspolitik im Zusammenwirken von Universität und Ministerium (15); ein entschiedener Sinn einzelner Professoren für die Möglichkeiten einer zeitgemäßen Institutionalisierung und Professionalisierung (32ff.); eine liberale und kosmopolitische Atmosphäre (s.o.); der kleinstädtische Rahmen, der die Kommunikation zwischen den verschiedenen Persönlichkeiten und Gruppierungen erleichterte (19 und 73ff.). – Daß Liberalität und intellektuelle Aufgeschlossenheit auch Grenzen hatten, zeigen die Beiträge, die sich mit dem Psychoanalytiker und Erotiker *Otto Gross* (242ff.), mit dem Ästhetiker und Essayisten *Georg Lukács* (400ff.) und mit der Biologin *Gerta von Ubisch* (445ff.) beschäftigen. Im Fall dieser ersten in Heidelberg habilitierten Naturwissenschaftlerin ist dies gleich ein doppeltes Manko – : nicht nur, daß *Gerta von Ubisch* aufgrund ihrer naturwissenschaftlichen Ausrichtung nicht in den Kreis um *Marianne Weber* integriert wurde; der dezidiert kulturwissenschaftlich orientierte Frauenkreis versäumte damit die überfällige Erweiterung um naturwissenschaftlich tätige Frauen.

Ausschlaggebend für die überragende Bedeutung Heidelbergs als „Schnittpunkt intellektueller Kreise“ dürften aber die innovative wissenschaftliche Leistung und die große persönliche Ausstrahlung *Max Webers* gewesen sein; nicht umsonst galt er als Inkarnation des „Mythos von Heidelberg“ (s.o.). Die Wurzeln dieser Leistung und dieser Ausstrahlung sind nun gewiß in *Max Weber* selbst zu suchen (vgl. *J. Frommer/S.Frommer: Max Webers Krankheit – soziologische Aspekte der depressiven Struktur*. In: *Fortschritte der Neurologie/Psychiatrie* 61 (1993), 161ff.). Heidelberg aber lieferte denkbar gute Rahmenbedingungen. Seit seiner Entpflichtung war *Weber* von den üblichen Professorenaufgaben und insbesondere von den Strapazen der Vorlesungen, über die er in einer geradezu dramatischen Weise geklagt hat (274), entbunden. Gleichwohl konnte er aufgrund der intensiven akademischen Geselligkeit Einfluß auf universitäre Vorgänge nehmen. Vor allem aber konnte er die geistigen ‚Ressourcen‘ der Universität nutzen, konnte sein Haus zur privaten Akademie machen und in seinem sonntäglichen „Seminar“, wie *Bloch* die *jours* nannte (477), den inspirierenden Gedankenaustausch pflegen, ohne dafür mit Gremienarbeiten und kontinuierlichen Betreuungsleistungen bezahlen zu müssen. Das ist nicht als Kritik gemeint, sondern als Hinweis auf den glücklichen Umstand, daß hier ein Mann von Format die Freiheit hatte, den *genius loci* auf eine ihm entsprechende Weise zu nutzen – was letztlich beider Format gesteigert hat. Damit aber wurde ein Maßstab gesetzt, der einem Neu-Heidelberger in dem Augenblick, in dem er sich dessen Dimension im Ernst vergegenwärtigt, das Gefühl gibt, ein Zwerg zu sein, der nicht einmal hoffen darf, jener Größe auch nur annäherungsweise nahekommen zu können.